

Vorbemerkung

Man informiert mich darüber, dass ein Saarbrücker Möchtegern-Inquisitor im Historiker-Kostüm weiterhin sein Denunziationsgewerbe betreibt. Ihm abermals zu antworten, scheint mir so ergiebig, wie mit einem Maulwurf über Farbe zu diskutieren. Sprechen wir lieber von Belletristik. Auch Schriftsteller haben jenen Mentalitätstyp¹ gezeichnet, dem die Jagd im Rudel zum Lebenselixier geworden ist. In „Eumeswil“ etwa, das mir seit längerem wieder einmal in die Hände fiel, findet sich zudem ein sarkastischer Historikerspiegel (Literaturgeschichte eingeschlossen).

Fast vier Jahrzehnte ist er alt: Ernst Jüngers 1977 erschienener Zukunftsroman „Eumeswil“. Doch viele Passagen seiner warnutopischen, modellhaft verdichteten Gesellschaftsanalyse erfassen so viel Gegenwärtiges, dass man sich des Bibelspruchs erinnern könnte: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne.“ Eumeswil figuriert als (Stadt-)Staat der Posthistorie in einer nicht näher datierten Zukunft. Zugleich bietet die Polis eine Abraumhalde für Ideen und Utopien. Dabei sind sich die dort lebenden Gesinnungsproduzenten, die sich auf kritische Relevanz viel zugutehalten, meist nicht hinreichend bewusst, dass sie in der Propagierung völlig vernutzter Worte und Normen nur noch Phantomen huldigen. Das fordert Jüngers Sarkasmus heraus:

„Manchmal wird es witzig – – – wenn sie sich für Werte ereifern, die in Eumeswil höchstens noch parodiert werden. Insofern sind sie sogar ernst zu nehmen: epochaltypisch.“²

Soviel in aller Kürze zur Gesamtproblematik des Romans. Konzentrieren wir uns auf die darin enthaltene bissige Musterung der Geschichtswissenschaft.

¹ Siehe auf meiner Website: Textproben – Politisches – „Der ewige Denunziant“!

² Ernst Jünger: Sämtliche Werke, Bd. 20, Stuttgart 2015, S. 54. Die folgenden Seitengangaben finden sich in Klammern im Haupttext.

Dass der Ich-Erzähler Manuel Venator dieser akademischen Zunft angehört, erleichtert dem Autor die Diagnose. Charakterisiert sich doch die Hauptfigur wie folgt:

„Ich stamme aus einer Familie von Historikern. Ein Mensch ohne Geschichte ist einer, der den Schatten verlor. Zugleich wird er wendig auf widrige Art. Das kann ich hier in Eumeswil an den Professoren zur Genüge beobachten. Die eine Hälfte zählt zu den Ganoven, die andere zu den Eunuchen, von seltenen Ausnahmen abgesehen. Das sind Unzeitgemäße wie Bruno und Vigo oder, wie Rosner, solide Handwerker.

Mein Väterchen kann ich zu den Eunuchen rechnen, den Schönbärten. Es ist unmöglich, mit ihm ein Gespräch über Tatsachen zu führen, das er nicht zu sozialen und ökonomischen Plattheiten auswalzt und mit Moralismen würzt, die daraus abgeleitet sind. Zu sagen, was alle sagen, ist eine Wonne für ihn. Man hört von ihm Sätze wie: ‚Ich drücke damit die öffentliche Meinung aus.‘ Er tut sich darauf noch was zugut. [...] ‚Der ist umstritten‘ – das gilt ihm, wie allen Eunuchen, als Abwertung. Genau das Gegenteil eines Anarchen; God bless him – wieso aber Historiker?“ (246)

Seine Tätigkeit als Geschichtsdozent kombiniert Manuel mit der eines Nachtstewards beim Tyrannen „Condor“. Diese etwas kuriose Verbindung begründet er auch mit Ekel vor einem zunehmend entwerteten Fach, dessen Mehrheitsvertreter ihn als Außenseiter beargwöhnen und attackieren:

„Auch wenn ich sie nicht zu fürchten hätte, würde ihre bloße Nähe mir unerträglich sein. Dann schon lieber Geschirr spülen.“ (118)

Damit befinden wir uns im Zentrum einer Fachkritik respektive eines fraglos berechtigten Vorwurfs, weniger Zusammenhänge zu erfassen als durchgängig zu moralisieren:

„Ich halte es für schlechten historischen Stil, sich über die Irrtümer von Vorfahren zu belustigen, ohne den Eros zu respektieren, der damit verbunden war. Wir sind dem Zeitgeist nicht weniger verfallen; die Narrheit vererbt sich, wir setzen nur eine neue Kappe auf.

Ich würde es meinem Erzeuger daher nicht verübeln, wenn er einfach im Irrtum befangen wäre; dem kann sich keiner entziehen. Mich stört nicht der Irrtum, sondern das Abgebrauchte, das Wiederkäuen von Phrasen, die einmal als große Worte die Welt bewegt haben.

[...] So ist es in Eumeswil; wir siechen dahin, freilich nur durch den Mangel an Ideen, sonst hat sich die Infamie gelohnt.“ (72)

Im Kollegenkreis macht Manuel Venator Studien „wie im Panoptikum“ (30) und veranschaulicht sie in einer Art Typenschau. Einer ähnelt derjenigen akademischen Spezies, die etwa 1968 den gar nicht so „langen Marsch durch die Institutionen“ begann:

„Übrigens fällt mir an unseren Professoren auf, daß sie gewaltig gegen Staat und Ordnung renommieren, um sich bei den Studenten ins Licht zu setzen, wobei sie von demselben Staat erwarten, daß er ihnen pünktlich Salär, Pension und Kindergeld zahle, und daß sie insofern wenigstens noch auf Ordnung Wert legen. Die linke Hand geballt, die Rechte zum Empfang geöffnet – so kommt man durch die Welt.“ (126)

Doch solche Zeiten sind längst vorbei, und die damaligen Revoluzzer sind mittlerweile zu Staats- und Systemhistorikern mutiert oder durch solche Vertreter abgelöst. Inzwischen verkauft man allenthalben geistige Dutzendware und per geschichtspolitischer Auftragsproduktion Ideologeme zivilgesellschaftlicher Alternativlosigkeit. Im Roman brilliert etwa Kessmüller – nomen est omen – mit derartigen Eigenschaften:

„Sein Talent hat ihn schon durch verschiedene, auch gegensätzliche, Regime hindurchgeschleust als Heringskönig, der auf der Oberfläche glänzt. Er hat einen Instinkt für das Konforme und für unwiderstehliche Gemeinplätze, die er anspruchsvoll stilisiert. Er kann sie auch umdeuten, je nach der Windrichtung.“ (32)

Und natürlich verfügt er über die geeigneten Techniken zur Ausgrenzung von Nonkonformisten. Dazu gehören insbesondere verfängliche bzw. scheinbar verfängliche Zitate: „Die Stellen sind zwar aus dem Zusammenhang gerissen“, heißt es im Text, „doch wortgetreu“. Denn Kessmüller weiß, wie Jünger ironisch ergänzt, „was er der Wissenschaft schuldig ist.“ (33) Und dann gibt es natürlich noch den Typus des jungen Dozenten als zelotischen „Konvertierten“, den die „Mode“ zu neuen „Einsichten“ zwang:

„Sie überzeugt ihn – dagegen wäre nichts einzuwenden, obwohl bereits das nicht recht sauber ist. Dann aber beginnt er sich zu benehmen wie ein Pubertärer, der nicht unterscheidet, wo geschwärmt werden darf und wo gedacht werden muß. Er nimmt autoritäre und bald auch gefährliche Züge an. Die Universität ist von solchen Halbgeistern erfüllt, die einerseits schnüffeln, andererseits stänkern und

einen widrigen Stallgeruch ausdünsten, wenn sie beisammen sind. Wenn sie das Heft in der Hand haben, verlieren sie, der Macht unkundig, jedes Maß. Endlich kommt der Kommißstiefel.“ (30f)

Eine weitere nicht weniger geläufige Spezies kommt hinzu:

„Allerdings gedeihen in unserer fauligen Lagune Verfolgertypen von besonderer Penetranz. ‚Mit jedem Schüler hegt man eine Schlange am Busen‘ – so Vigo einmal zu mir in einer dunklen Stunde über Barbassoro, der freilich eher zur Spezies der Edlratten zählt.

Die Edlratte ist hochintelligent, gefällig, arbeitsam, geschmeidig und von subtiler Einfühlung. Das ist die Zierde ihres Wesens, die sie zum Lieblingsschüler prädestiniert. Leider – das liegt in ihrer Art begründet – kann sie der Lockung des Rudels nicht widerstehen. Sie hört den Pfiff – und gälte er selbst dem verehrten Meister, so gesellt sie sich den vielen, die über ihn herfallen. Besonders gefährlich wird sie durch ihr Wissen und die intime Kenntnis, die sie sich in seinem Umgang erworben hat. Sie wird zur Leitratte.“ (31)

In diesem Gesinnungs-Halali stört zuweilen selbst der bedächtigt Relativierende,

„Ruhende“ wie Vigo:

„Die Bewegung sucht die Sache in Meinung und dann in Gesinnung zu transformieren, und wer noch zur Sache hält, gerät wider Willen in ein schiefes Licht. Das ist in einer Fakultät leicht möglich, in der die Weltgeschichte nach jedem Umsturz dem Augenblick zuliebe umgeschrieben werden soll. Die Lehrbücher verschleißen, sie veralten nicht mehr.

Um einen Geist wie Vigo angreifbar zu machen, bedarf es gewisser Einsichten. Als lästig wird er unmittelbar empfunden, allein durch seine Existenz. Die Dummköpfe haben dafür einen sicheren Instinkt. Es kommt nun darauf an, nachzuweisen, daß dieser Lästige einerseits zwar unbedeutend, andererseits aber auch gefährlich ist. Dieser Nachweis wird durch Gelehrte vom Schlage Kessmüllers geführt. Das sind die Trüffelschweine, die den Leckerbissen ausgraben. Die Ratten fallen dann darüber her.“ (32)

Bleibe noch die Schar jener standhaften Dozenten, deren Ethos einen Kotau vor dem Mainstream verbietet. Dass sie stets zur Minderheit gehör(t)en, verdeutlicht der Verfasser in Sätzen wie:

„Daß ein Mensch von hoher Kultur mit dem Zeitgeist harmoniert, war schon von jeher ein Glücksfall, eine seltene Ausnahme.“ (29)

Zwangsläufig behandelt die Zunft diese Unangepassten wie Parias, wofür man exemplarisch auf Persönlichkeiten wie Ernst Nolte³ verweisen könnte. Jünger bagatellisiert dies fast noch, wenn er im Roman dazu ausführt:

„Die Verfolgungen waren widrig, doch Vigo tat ihnen zuviel Ehre an, indem er darunter litt. [...] Vigo mußte doch sehen [...], daß diese Art der billigen Verfolgung die Schwäche der Gegner und seine Stärke unterstrich. Seine Freiheit ist ein Vorwurf, ein Dorn im Fleische dieser Halbkadaver, die daher nicht müde werden, sich mit ihm abzugeben, obwohl ihm jede Aggressivität fehlt. Er ist nicht bei den Tribunen gewesen und steht jetzt auch nicht zum Condor; beides ärgert sie. Er läßt sich in kein Regime einordnen.“ (35)

Genug der Typenschau, wobei – jenseits von Personen – das Opfer solcher Gepflogenheiten nicht zuletzt das Fach selber ist. Denn das Unergiebig-Sterile eines solchen Meinungs austauschs innerhalb eines geschichtspolitisch festgelegten dogmatisch-scholastischen Rahmens entwertet eine einst intellektuell faszinierende Wissenschaftsdisziplin, deren Aufgabe sozialdetektivische Weltbeachtung sein sollte. Und neben der freigesetzten Infamie gegenwärtiger Praxis ist vielleicht die dabei produzierte Langeweile der stärkste Einwand gegen ein Da capo dieser akademischen Profession:

„Es ist ohne Zweifel angenehm, als Zeitgenosse von einer großen Welle getragen zu werden; von allen Seiten echot Bestätigung. Sie führt zur kollektiven Selbstbefriedigung. Wenn man aber als elitäre Weisheit vorgetragen hört, was schon beim Frühstück in den Leitartikeln langweilte, dann wird es ärgerlich.“ (278)

Um solche Kritik angemessen zu würdigen, muss man gewiss kein Jüngerianer sein. Doch scheint mir nützlich zu wissen, auf welchem Standpunkt der Autor den geistig anregenden Historiker verortet. Daher nachfolgend ein paar Hinweise zu einer Geschichtsschreibung, wie sie der Verfasser empfiehlt. Seine Leitforderung erinnert an Flauberts Erzählerideal der „impartialité“ (Unparteilichkeit). Erst sie ermögliche ästhetisch überzeugende Gestaltungen. Auch in „Eumeswil“ favorisiert er jene Devise, und so heißt es vom Historiker:

„Je weniger er engagiert ist, um so unbefangener wird sein Urteil.“ (37)

³ Siehe meine Website: Textproben – Politisches – „Nachruf auf Ernst Nolte“!

oder:

„Vor allem müssen wir vom Willen absehen, von der Parteinahme. Der wahre Historiker ist eher Künstler, vor allem Tragiker, als Mann der Wissenschaft.“ (162)

Das charakterisiert zunächst einmal einen weniger fachwissenschaftlichen als ästhetischen Ansatz. Doch auch Historiker können davon profitieren. An Vigo, Venators akademischem Lehrer, rühmt Jünger „den unbefangenen Blick auf die Geschichte, wie er nur gelingt, wenn wir am Für und Wider nicht mehr beteiligt sind“:

Das ist die Lust des Historikers; er nimmt an den Händeln wie Zeus an der Schlacht der Götter und Menschen teil. Hinter dem Firnis, durch den die Aufklärung sie trübte, treten die Bilder in ihrem Glanz hervor.“ (66)

Jenseits der Künstler-Sicht, die man nicht teilen muss, könnte der Ertrag solcher Weltbetrachtung auch darin bestehen, nicht mehr ausschließlich (scheinbaren) Kausalitäten das Feld zu überlassen. Faktoren wie „Tragik“ sind vielfach ernster zu nehmen als platte Feststellungen politischer, gesellschaftlicher oder nationaler Defizite. Zwar gilt mir der göttergleich gelassene Blick auf historische Abläufe eher als Ausnahmeempfindung. Doch spricht zumindest vieles – entgegen dem naiven Fortschrittsdenken verbreiteter Kriterien – für die peinigende Einsicht ins Unabwendbare:

„Schmerz ist die Mitgift des Historikers. Das trifft ihn besonders, wenn er das Schicksal der Weltverbesserer bedenkt. Ein endloser Jammer und eine ewige Hoffnung wird von Geschlecht zu Geschlecht gereicht wie eine Fackel, die immer wieder erlischt.“ (314)

Und leider bleibt zu befürchten, dass es den Horizont historiographischer „Müllkutscher“ übersteigt, sich nichtpragmatischen Prämissen auszusetzen, die zudem tagespolitischer Instrumentalisierung entzogen sind:

„Es kam zu Stunden, in denen die Tore der Geschichte aufsprangen, die Gräber sich öffneten. Die Toten kamen mit ihren Leiden, ihren Wonnen, deren Summe stets die gleiche bleibt. Sie wurden heraufbeschworen zum Licht der Sonne, die ihnen leuchtete wie uns. [...]

Wir durften an ihrer Hoffnung teilnehmen; es war die stets enttäuschte Hoffnung, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Sie saßen zwischen uns; oft waren Freund und Feind kaum noch zu unterscheiden, wir konnten ihre Händel durchsprechen. Wir wurden ihre Anwälte. Und jeder hatte recht.“ (39f)